

Der letzte Sachse von Reichendorf

Johann Schaas in Reichendorf ist ein Stück lebende Geschichte

Nina May

Andächtig sitzen die britischen Touristen auf den harten Kirchenbänken, fasziniert vom lebhaften Vortrag des betagten Kurators. Eine vor Ort lebende Holländerin übersetzt vom Deutschen ins Englische, doch der alte Mann unterbricht sie immer wieder ungeduldig: „Tony! Das hab ich doch noch gar nicht gesagt!“ Schnell gewöhnt man sich an seine heisere Fistelstimme, die er wie ein Schauspieler zum Erzählstrom wirkungsvoll hebt und senkt. Mal ist es still vor Staunen, mal geht ein Raunen, dann wieder ein Lachen durch die Reihen. Johann Schaas versteht es, die Besucher zu fesseln. Seit die letzten Sachsen aus Reichendorf/Richiș fortgegangen sind, führt er Touristen durch die gotische Kirche, die Zisterziensermönche im späten Mittelalter hier für die deutschen Einwanderer, die Siebenbürger Sachsen, errichtet hatten. Ein Dorf voller stolzer Bauern, reich an Arbeit und Traditionen, daher wohl auch der Name: Reichendorf.

„Einst Reichendorf, heute Richiș“, sagt Johann Schaas ein wenig wehmütig. Denn nach dem Fall des Kommunismus – ausgerechnet als man meinen sollte, die schlimmen Zeiten seien vorbei – verließ die deutsche Minderheit nahezu geschlossen das Land. Zurück blieben ihre Äcker, Gärten und Häuser. Aber auch ihre Kirchenmäntel, ihre Aussteuertruhen und Bücher. Manchmal sogar Familienfotos. So auch in Reichendorf.

Heute sind der 83-jährige Johann Schaas und seine Frau Johanna die letzten Sachsen im Dorf. „Es war mein Mann, der nicht weg wollte“, erzählt Johanna Schaas. „Er war krank und sagte immer: *Wir werden sehen, wir werden sehen*. Nun können wir nicht mehr weg.“ Bereut hat sie es nicht, geblieben zu sein. Doch leicht ist es ihr ebenfalls nicht. „Wir werden ja sehen, wer übrig bleibt“, sinniert die alte Sächsin und presst die Schüssel mit den frisch geernteten Bohnen fest an die Brust. „Wie man sich dann hier fühlt, so allein...“



Johann Schaas

Fotos: George Dumitriu



Johann und Johanna Schaas vor ihrem Häuschen in Reichesdorf

Den Exodus der Sachsen können viele nicht verstehen. Eigentlich kann man ihn auch nicht verstehen. Einige, aber beileibe nicht alle, sind glücklich geworden in der alten, neuen Heimat. Rückkehrer gibt es kaum. „Zurückkommen heißt, versagt zu haben im ‚gelobten Land‘“, erklärt Johann Schaas. Wer aber blieb, galt als Feigling oder gar als Verräter. Selbst Jahre später schimpfte ihn ein ehemaliger Mitbürger: „Wenn Bienen schwärmen, dann müssen eben alle mit!“

„Ich bin einer, der es jetzt am allerschwersten spürt“, bekennt der alte Mann. „Doch dass ich geblieben bin, hab ich nicht bereut. Ich habe meine Freiheit. Mein Häuschen, den Garten. Dass wir den deutschen Luxus nicht haben, kümmert mich gar nicht. Diese Zwangsgesellschaft!“ schimpft er auf einmal, lächelt aber gleich wieder. Augenzwinkernd hält er mir ein Gläschen hin. „Ein Schnäpschen?“ „Wir müssen heut noch fahren, und eigentlich mag es mein Mann nicht, wenn ich da...“ „Na, dann trinken Sie schnell!“ meint er verschwörerisch und nimmt auf der Eingangstreppe Platz. Er prostet mir lachend zu und ruft in die Küche: „Hanni, hast du ein Glas für den Honig gefunden?“

Wunden aus kommunistischer Zeit

Wir sitzen auf der Veranda seines Elternhauses. Enteignet 1948, neun Jahre später zurück-erstattet. 15 Jahre alt war Johann Schaas, als die Kommunisten sich im Dorf installierten, entschlossen, die Einheit der Sachsen zu brechen. „Warum sind die Sachsen ausgewandert“, frage ich ihn, und die Seele des alten Mannes bricht auf wie ein Ventil...

Der rumänische Schuldirektor, der auf einmal Kommunist wurde und damit ein Feind der Sachsen: „*Dați-le între coarne și aruncați-i în vale!*“ (*gebt ihnen eins zwischen die Hörner und schmeißt sie in den Graben*), schrie Mureșan“, erinnert sich der alte Mann an die Zeit um 1945/46. Sind die alten Wunden nie verheilt? Ich ermutige ihn weiterzureden. Es ist Vormittag, Johanna Schaas erntet Gemüse im Garten. Eine laue Sommerbrise streichelt sanft meine Wan-



Johann Schaas auf der Treppe seines Elternhauses, das 1948 enteignet worden war.



Johanna Schaas eilt einer Besucherin mit Kohlrabipflänzchen entgegen.

gen. Wie idyllisch es hier ist! Seine Stimme holt mich schnell zurück. „Wir waren damals 1300 deutsche Seelen im Dorf, sie aber waren nur 100. Die Kommunisten forderten, die Rumänen sollten die Mehrheit im Dorf werden.“ 48 sächsische Häuser waren bereits enteignet, aber das war nur der Anfang...

Hinter dem rostigen Traktor in der Einfahrt taucht auf einmal ein Lockenkopf auf. Dem kleinen Buben folgt eine junge Frau. „Sie verbringt die Sommermonate in der Heimat ihrer Eltern, auf der Suche nach ihren Wurzeln. Viele junge Sachsen suchen hier ihre Vergangenheit“, erklärt Johanna Schaas, während sie ihr mit einem Bündel Gartenpflänzchen geschäftig entgegengeht.

„Aber wie sollte man diese Aufgabe erfüllen?“ setzt Johann Schaas fort, bereit, seinen Ausflug in die Geschichte zu vertiefen: „Auf einmal hat man sich erinnert: Reichsdorf war ja immer ein Musterdorf für Landwirtschaft gewesen! Wenn ein junger Mann aus besserem Hause aus Eibesdorf/Ighişul Nou, Wetscherd/Vecerd oder Bürgesch/Bârghiş heiraten wollte, musste er vorher ein Jahr als Knecht bei uns arbeiten. Also hat man beschlossen, dass jeder, der einmal in Reichsdorf gedient hatte, sich hier ebenfalls ein Haus aussuchen dürfe!“ Den Sachsen, die ihr Heim Hals über Kopf verlassen mussten, blieb nichts anderes übrig, als zusammenzurücken und bei Verwandten einzuziehen. Endgültig voll war das Maß, als man auch noch Kolonisten aus Karlsburg/Alba Iulia nach Reichsdorf umsiedeln wollte. Erst sollten die Motzen Böden, Vieh und Häuser der Sachsen übereignet bekommen, dann wollte man deren Familien nachholen, erklärt der alte Mann.

Verschwörerisch senkt er die Stimme: „Doch unser Pfarrer, der Herbert Andreas, der wusste, dass das alles an einem Sonntag passieren sollte.“ Als sich die Schäfchen in der Kirche ver-

sammelt hatten, verkündete er, der Gottesdienst fiele zwar aus – die Kommunisten hätten ihn verboten, doch jeder solle sich einen Stuhl holen... „So saßen wir alle vor der Kanzlei und demonstrierten passiv ... und das im Kommunismus – sehr außergewöhnlich! Vorne saß der Pfarrer, um ihn nur Kinder und Greise, denn die Frauen zwischen 18 und 32 und die Männer zwischen 17 und 45 waren ja noch in Russland“, erinnert sich der Kurator. „Die Kommunisten kamen zum Fenster: *„Afară, porcilor! Să plecați!“* (Heraus, ihr Schweine! Geht!), riefen sie herein. Verschmitzt nippt er an seinem Glas: „Doch wir blieben ruhig sitzen. Erst kamen die Vorsitzenden der Zelle, dann die Kolonisten. Die Enteignung sollte mit dem Haus meiner Tante beginnen. Doch der Pfarrer trat ihnen entgegen: *„Wir haben jedem ein Haus gegeben! Aber für Fremde haben wir keine Häuser“*; erklärte er entschlossen. – Ein ganz, ganz besonderer Gedanke“, bemerkt Johann Schaas. „Dann kamen wir raus und liefen schnell voraus, zu dem Häuschen meiner Tante. Dort, an der Pforte Nr. 15, fassten wir uns an den Händen. Es gab ja kein Tor, nur ein Türchen, das war leicht zu besetzen. Sie stießen – und wir hielten uns, aber geschlagen wurde nicht. Nach einer Zeit gaben sie auf und wir dachten, das wäre nun geschafft. Aber dann ging das noch dreimal so. Gegen Abend, als es dunkel wurde, gingen sie nach Hause, und wir glaubten schon, wir hätten gewonnen...“

Der alte Mann atmet tief durch. In seinem messerscharfen Gedächtnis ist jedes Detail immer noch minutiös archiviert. Bewegende Bekenntnisse, doch nicht mit Bitterkeit erzählt – es ist ja auch alles schon sehr lange her. „Da drüben, wo heute der Laden ist“, hebt er erneut seine Stimme und deutet mit dem Zeigefinger in die Luft. „Da war schon ein Rumäne eingezogen, der Gheorghe Rus. Hinten konnte man in die Scheune rein – und dort hatten sie sich versammelt... Als es dunkel war, kamen sie mit Äxten bewaffnet und mit Geschrei heraus – und schlugen auf unsere Alten ein, dass das Blut nur so spritzte! Wir Kinder liefen ja schnell weg“, fügte er erklärend an. „Einer rief mir zu – er war zwei Jahre älter als ich: *„Komm, Hans, mir nach - in den Schulhof!“* Dort bewaffneten wir uns mit Holzschichten und verhauten die Angreifer noch viel schlimmer, sodass sich eine Woche lang kein Kolonist mehr traute, in einem sächsischen Haus zu schlafen!

Am nächsten Tag kamen drei Autos aus Mediasch, voll mit Bewaffneten. Im Haus hinter der sächsischen Schule musste sich dann jeder zu dem Vorfall äußern. Davor warteten die Rumänen, Ungarn und Zigeuner auf der Straße. Wenn der alte Sachse rauskam, wurde er von denen nochmal geschlagen. Ich kenne noch alle beim Namen, die damals aus Karlsburg kamen...“, fügt er leise hinzu. „Aber sie *mussten* ja hier die Mehrheit werden, das war von Bukarest aus so bestimmt... Nur wir waren so blöd und glaubten, wir könnten das verhindern.“

An einem Morgen um zehn oder zwölf kam dann einer von diesen Hochwürdigen mit einem alten Zigeuner im Schlepptau: *„Pe mâine casa să fie liberă, de acuma numai e a ta. Mari Avram e stăpânu!“* (Bis morgen ist das Haus leer, von jetzt an ist es nicht mehr deins. Mari Avram ist der Besitzer) Meine Eltern haben nichts gesagt. Man heulte einfach nur. *„Der Schrank bleibt da, das Bett bleibt da, der Tisch auch, der Rest ist bis morgen verschwunden!“* befahlen die Kommunisten. Wir wussten nicht wohin.“ Ich hänge an seinen Lippen. Dieser Mann ist lebende Geschichte. Eine Geschichte, die mit dem Exodus der Sachsen ein jähes Ende gefunden hat. Beinahe gibt es sie nicht mehr... denn dort sind sie einfach „nur“ Deutsche. „Morgens fuhren wir den Heuwagen vor die Tür und wollten aufladen“, fährt der alte Mann fort. Auf einmal war der Vater verschwunden! Wir suchten überall – nichts. Man wusste nicht mehr weiter. Nach einer langen Weile bangen Wartens torkelte mein Vater dann mit dem Zigeuner Arm in Arm, beide stock-



„Was braucht man mehr als ein eigenes Häuschen, einen Garten – und eine Frau, die das alles versteht“, fragt sich Johann Schaas.

möchte ich gar nicht alles erzählen...

Dann, im Jahr 57, kurz nachdem ich vom Militär nach Hause gekommen war, wurden die Häuser der Sachsen rückerstattet.“ Die einst einquartierten, ungebetenen Gäste erhielten vom Staat jeweils 25.000 Lei zum Bau einer neuen Hütte. Lachend hebt der Sachse sein Glas: „Aber die meisten haben sich nur um 10-11.000 etwas gebaut und den Rest versoffen!“ Dann zeigt er auf die Spuren am Türstock neben uns: „Als ich vom Wehrdienst zurückkam, hatte der Zigeuner die Tür von innen vernagelt. Er hatte wohl Angst, ich, ein kräftiger Bursche, könnte ihn nachts angreifen!“ Dann deutet er auf die heutige Stube: „Hier haben sie die Ferkel und Hühner gehalten. Im Haus! Die Wanzen waren nachher überall!“

Nur Grund und Boden, Weingärten und Vieh blieben weiterhin enteignet. Der junge Hans, der einst Wagner gelernt hatte, schulte zum Dachdecker um, denn längst waren hölzerne Wagenräder modernen Gummireifen gewichen. Sein Vater verdingte sich zwei Jahre lang als Leiter eines Stallguts in Jassy/Iasi. Die Familie bearbeitete um den dritten Teil den Boden von den Zigeunern. Das Leben ging weiter. Auch das Zusammenleben mit den Rumänen im Dorf normalisierte sich nach der Rückerstattung bald.



Frau Johanna erklärt, wie man Fasern aus selbst kultiviertem Hanf erzeugt. Wie gut, dass sie noch über Vorräte zum Hochbinden der Weinreben verfügt, denn längst darf man ihn nicht mehr anbauen.

besoffen, aus der Scheune! Es war ihm gelungen, ihn zu überreden, dass wir in der Sommerküche bleiben durften.“

Neun Jahre war das Haus der Familie Schaas besetzt. Es war eine schwere Zeit, in der man bald bereuen sollte, geliebt zu sein, fuhr der alte Mann fort. „Der Zigeuner hatte neun Kinder mit verschiedenen Frauen, und wenn die mit ihren Familien zu Besuch kamen, war die ganze Ziganie im Hof“, erinnert sich der damalige Teenager. „Meine Mutter hat oft Schläge bekommen“, fügt er leise an. „Sehr viel ist passiert, das

„War man den Rumänen danach nicht böse?“, wollte ich wissen. „Die Sachsen sind keine zornigen Leute“, antwortet Johann Schaas. „Nur ein einziges Mal war ich beleidigt, nämlich als mir einer sagte: ‚Pass auf, ich bin ein echter Rumäne, du nicht!‘“

„Noch ein Schnäpschen?“ lockt er schelmisch und schenkt uns rasch nach. Das Gläschen in der Hand, schweift mein Blick durch den üppigen Garten. Irgendwie ordentlich, ja, doch mit dem typischen wildromantischen Charme eines rumänischen Bauerngartens: Blumen wuchern überall, Gemüse in säu-

berlichen Reihen, Weinstöcke biegen sich vor Trauben, lebhaftes Gessum vor den Bienenstöcken. Reichsdorf war früher das Zentrum der kommunistischen Staatsfarm gewesen. Die besten Bauern sollten der Partei beitreten, erzählt Johann Schaas. „Ich wollte nicht, hab's lange durchgehalten, aber irgendwann musste es sein: Ich hatte auch das rote Büchlein.“ Sechs Hektar hat das Ehepaar Schaas nach der Revolution zurückbekommen. „Doch wir können nur einen bearbeiten, der Rest ist grün“, bedauert Frau Johanna.

Eine Gemeinschaft wie ein Schweizer Uhrwerk

Wie es hier wohl früher gewesen sein mag? Als die Dorfgemeinschaft der Sachsen noch wie ein Uhrwerk funktionierte? Mit all ihren Regeln, die wie Zahnrädchen jede Einzelheit des sozialen Lebens steuerten: Wann die Kinder abends zu Bett mussten, wann die Straße gefegt wird, wann gebadet wird oder welche Kleider man zum Kirchgang trägt, streng nach Geschlecht und Familienstand festgelegt. „Dank unserer Kirche hatten wir eine sehr eng gestrickte Gemeinschaft“, erzählt der heutige Kurator. „Wegen unseres evangelischen Glaubens“, fügt er hinzu. Dann lacht er entwaffnend: „Doch meiner Meinung nach war es die Not, die die Leute zum Kirchgang zwang! Die Pfarrer hielten uns zusammen.“

Neben der Kirche gab es Nachbarschaften für gegenseitige Hilfe und die Versorgung Bedürftiger, Bruder- und Schwesternschaften, die Freizeit und Dorfleben der Jugend minutiös organisierten. In der Bruderschaft, einer Vereinigung für junge Burschen nach der Konfirmation, gab es einen Altknecht, einen Jungknecht und zwei Hirtenknechte, die aufschrieben, ob jedes Mitglied in der Kirche war und nicht störte. „Ein Fehlen kostete Geld, aber das hatte der Junge nicht, also musste er zum Vater gehen – und das war peinlich.“ Er zitiert aus dem Bruderschafts-Statut: „*Wer einer alten Magd an die Schürze greift, zahlt zehn Kronen. Vier Jahre war ich Altknecht*“, vermeldet er nicht ohne Stolz. „Was musste man denn da tun?“ will ich wissen. „Ei-



Dieser Mann ist ein Stück lebende Geschichte. Heute sind Kirchenführungen (siehe auch den folgenden Beitrag: „Der grüne Mann von Reichsdorf“) seine Leidenschaft.

nen guten Eindruck machen!“ scherzt Herr Schaas und lacht auf. „In der Kirche hängt noch die Bruderschaftsfahne. Da steht: *Wir wanken und wir weichen nicht, tun bis zum Tode unsere Pflicht.*“ Sein Blick schweift in die Ferne, kehrt dann zurück zu einem imaginären Punkt zwischen seinen Füßen. Er schluckt trocken und fügt leise an: „Ist Lüge geworden – alle sind sie weg!“

Bis zum Schluss herrschte in den Kirchen der Sachsen strenge Ordnung. Links die Burschenempore, rechts die Schuljungen. Die Mädchen – als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit trugen sie bunte Bänder an der Tracht – saßen zwischen Taufbecken und Altar, im Blickfeld der älteren Frauen. „Wenn eine doch zu den Burschen guckte, dann stießen sich die Frauen an – es durfte ja nicht gesprochen werden. Wenn man herauskam, ging die Mühle los. *Du, hast du gesehen, der stehen die Augen nicht gut im Kopf. Dreimal hat sie heraufgeguckt.* - *Ach, ihre Mutter war ja genauso.*“ „Fügte sich denn jeder klaglos in diese erdrückende Ordnung?“ wollte ich wissen. „Natürlich gab es auch immer wieder Ausbrecher“, lacht der alte Sachse. „Das gibt’s ja nirgendwo, dass alles immer klappt!“

Wie ein Schuljunge hockt der über Achtzigjährige auf der Treppe, nur Haut und Knochen, aber drahtig und behende, seine ernsten Ausführungen immer wieder mit einem Scherzchen unterbrechend. Mit verschwörerischer Stimme, als wäre ich seine heimliche Vertraute, taucht er wieder in die Vergangenheit ein: „Dann, 1959, ich war schon drei Jahre Altknecht, ließ mich auf einmal der Pfarrer rufen. *Hans, wir dürfen keine Strafen mehr einsammeln, die Kommunisten haben was dagegen. Bring mir die Bruderschaftslade mit dem Strafheft, damit ich sie versorge – doch du bleibst weiterhin Altknecht.* - *Wie soll das gehen,* beehrte ich auf, *wenn ich die Bösen nicht mehr strafen kann?*“ So kam langsam der Auseinanderbruch.“ Doch auf einmal erhellt sich sein Gesicht. „Als ich 1990 überraschend Kurator wurde, fand ich zu meinem Erstaunen die Bruderschaftslade wieder! Ich glaubte schon, sie sei längst verloren...“

Nur fünf Kilometer weiter beginnt eine andere Welt

Kirche – Nachbarschaft – Bruderschaft: Diese Strukturen herrschten in allen sächsischen Dörfern. Doch es gab feine Unterschiede: Reichesdorf war ein Bauerndorf, während nur fünf Kilometer weiter, in Birthälm, die Handwerkerzünfte den Ton angaben. In Reichesdorf musste



Johanna Schaas zeigt stolz ihre Jungmädchentracht. Von den Traditionen ist nicht viel übrig geblieben, bekennt sie: „Heute geht jeder in die Kirche, wie er will.“

die Jugend schon mit 13, 14 Jahren voll in der Landwirtschaft mitarbeiten, „auch die Mädchen“, betont Herr Schaas. Als Belohnung durften sie dann abends ein wenig ausgehen. „Aber immer mit ganz strengem Befehl: *„Um zehn bist du zuhause!“* Was immer misslang...“. Schmunzelnd fährt er fort: „Doch in Reichsdorf hatte der Papa das Recht, zehn vor sechs an das Bett seiner Tochter zu treten und das Fräulein hochzubitten: *„Wer abends ein Held war, der muss es auch morgens sein!“*. Also wusste sie, sie musste sich anziehen und aufs Feld gehen. Dabei trug sie die Hacke stolz ganz hoch, denn die Burschen sollten sehen, dass sie auch bei der Arbeit was taugt.“ In Birtälmm gingen die Mädchen auch abends aus: „Doch dort hatte der Papa erst um neun das Recht, sein Töchterchen hochzubitten. *„Ach, Papa, ich bin noch so müde“ - „Na gut, noch eine halbe Stunde“*. Dann musste auch sie zur Arbeit – nicht aber ohne sich vorher schick zu machen und schnell ins Dorf zu laufen, um zu sehen und gesehen zu werden. Dann nahm sie die Hacke, wickelte sie in einen Rock und trug sie so tief wie möglich, damit das Volk nicht sah, dass auch sie hacken gehen musste...“

„Fünf Kilometer – und solche Unterschiede! Der Reichsdorfer arbeitete, bis er auf den Kopf fiel, der Birtälmer nicht!“ Wieder senkte er die Stimme, als gälte es, etwas Geheimnisvolles zu enthüllen: „In Reichsdorf trugen die Mädchen noch biblische Namen – Johanna, Maria, Margarete oder Anna“. Mit gespielt empörtem Unterton: „In Birtälmm aber hießen sie schon Lieselotte! Wenn dann ein Bursch von uns sich abends nach Birtälmm verirrt, nahmen ihn die Frauen auf der Straße ins Gebet: *„Ja, willst du hier etwa einer unserer Lotten den Kopf verdrehen?“* Ehen zwischen zwei Dörfern gab es nur selten: nur wenn beides Bauerndörfer waren, konnte eine Heirat prinzipiell erlaubt werden. Aber mit einem Zünftedorf wie Birtälmm – niemals!

Die Uhr lässt sich nicht zurückdrehen

„Wie kam es nun eigentlich, dass die Sachsen aus Reichsdorf weggingen, wo sie doch so stolz auf ihren Boden waren?“ versuchte ich den alten Mann zu meiner anfänglichen Frage zurückzubringen. „Im Kommunismus blieb uns nur die Frau – und auch von der weiß ich nicht, ob sie uns ganz blieb“, leitete Herr Schaas seine Antwort mit einem Scherzchen ein. „Alle Männer mussten einen Arbeitsplatz haben und in die Stadt fahren, mit dem Bus. Die jungen Frauen aber blieben zuhause. Die jüngeren – nicht unsere Generation!“, stellte er mit Nachdruck klar. „Sie langweilten sich, gingen ein wenig zur Nachbarin – was ja bei uns eine Todsünde war, wenn man an einem Arbeitstag so etwas machte! Dort trank man ein Kaffeechen, dazu noch ein Zigarettchen – was bei uns nie gewesen wäre! Dann das Kaffeechen ‚imbunătățită‘ mit einem Schnäpschen... Sie waren ja schon langsam Damen!“ Augenzwinkernd schenkt er uns abermals nach. „Und dann – auf einmal – sollte man den Boden zurückbekommen!“

Erwartungsvoll blicke ich in sein zerfurchtes Gesicht. Hinter der Landschaft aus Fältchen und Äderchen schimmern die Züge des schelmischen Jungen von einst. Spreche ich nun mit dem alten Herrn Schaas? Oder mit dem jungen Hans, der noch so erstaunlich lebhaft hinter der faltigen Fassade wohnt? Nur seine Schale ist gealtert, denke ich plötzlich. Das Gefäß. Wenn man es richtig anstößt, sodass man es zum Klingen bringt, sprudelt aus ihm der lebhafteste, saftige, bittersüße Strom dessen, was wir Vergangenheit nennen. Doch die Vergangenheit ist nirgendwo hingegangen. Auch nicht vorbeigegangen, wie man auf Rumänisch sagt: trecut. Erst wenn das Gefäß zerbricht, vertrocknet auch sein Inhalt. Verstaubt zu trockener Geschichte.



Johann und Johanna Schaas am ersten und am zweiten Tag ihrer Hochzeit.

Wieder docken seine lebhaften Äuglein an den meinen an. „*Wollt ihr jetzt wieder mit der Nase in der Erde wühlen?*“ ruft er mit gespielter Dramatik. „Das war der Slogan der 90-er Jahre. Sie waren nicht mehr stolz auf Arbeit... Die D-Mark hat viel kaputt gemacht“, meint er nachdenklich. „Man glaubte, wenn man in Deutschland ist, ist man ein Millionär...“, was man nachher feststellte, dass es nicht so war. „Die Frauen hatten Angst, wieder Bäuerinnen zu werden!“ setzt er im Brustton der Überzeugung fort. „Ich soll dir sagen – ich hab ja sechs Hektar Boden erhalten – alle sollten wir den Boden zurückbekommen. Was für eine Katastrophe für unsere jungen Frauen!“

Ungläubig sehe ich ihn an. Denke: Wer hat mehr Würde – der in seinem eigenen kleinen Häuschen mit Feld und Garten lebt, oder der in der Stadtwohnung mit dem Supermarkt fünf Schritte weiter und Warmwasser direkt aus der Wand? „Die Frauen haben Druck gemacht weg-zugehen, nicht nur die jungen, auch die alten“, insistiert er. „Ich hab das erlebt, beim Kaffee nach dem Gottesdienst: Hinter mir saßen die Hinz Anna und der Bruckner Sam. Die Anna heulte, dass ihr die Tränen am Kinn zusammenrannen. *„Du Sam, was soll ich machen? Gestern abend hab ich meinen Mann überzeugt: Wenn alle gehen, gehen wir auch. Heute morgen sagte er: Du kannst gehen, ich gehe nicht.“* Er ging dann aber doch und starb nach kurzer Zeit.“ Sein Blick verliert sich wieder für eine Weile in der Ferne. Kehrt zurück zu dem imaginären Punkt am Boden, wo er sich immer tiefer hineinzubohren scheint. Dann spricht er leise weiter: „Visavis wohnte der Fröhlich Martz. Wenn ich hinausging, kam er auch immer gleich heraus. Er sagte: *„Ich möchte ja auch nicht weg, aber die Frau macht mich noch ganz närrisch.“* Da kam sie schon gelaufen: *„Martz, komm rein, du musst mir helfen.“* Mit mir durfte ja niemand mehr sprechen! Ich wurde verachtet.“ Leise fügt er an: „Für sie bin ich nicht der Held, der geblieben ist, sondern der, der versagt hat.“

Kirchen kann man bauen – eine Sprache nicht

„Sind denn alle glücklich geworden im ‚gelobten Land‘?“ Mit Absicht greife ich seine eingangs verwendete, ironische Wortwahl auf. Johann Schaas schüttelt traurig den Kopf. „In Reichsdorf haben wir schon fünf Fälle, wo Selbstmord begangen wurde. Junge und alte. Aber das ist nicht mehr zu ändern. Wir haben es so gewollt. Man hat uns nicht gezwungen, einige haben sogar noch Geld bezahlt. Wir können uns nicht beklagen, dass man uns rausgeworfen oder zur Ausreise gezwungen hat.“

„Und niemand hat seine Meinung geändert?“ „Niemand hat es zugegeben. Außer der Pfarrer Binder“, erhellt sich auf einmal sein Gesicht. „Er war der Letzte, der auswandern sollte, wahrscheinlich hat er vom Bischof diesen Befehl bekommen. Doch weil auch er eilig weg wollte, predigte er: *„Auf was warten die alten Frauen noch? Dass wir sie mit dem Pferdewagen zum Friedhof hochziehen? Es sind doch alle jungen Männer weg!“* Ich hätte ihn von der Kanzel runterschlagen können...“, entrüstet sich Johann Schaas. Wieder schweift sein Blick kurz in die Ferne. „Er zog dann auch aus, mit Kisten und Pack. Doch er hat dort nie Wurzeln gefasst. Nach zwei Jahren, auf einem Besuch in Reichsdorf, predigte er mal für die Sommersachsen. Da bekannte er: *„Wenn ich heute raten müsste... ich weiß nicht, ob ich es nochmal so raten würde. Doch die Uhr lässt sich nicht zurückdrehen.“*“

„Kirchen kann man bauen... aber eine Sprache nicht“, soll der Pfarrer noch gesagt haben. „Unsere ist eine sehr ausgefeilte Sprache, ich spreche noch mit meiner Frau sächsisch“, erklärt Johann Schaas. „Doch wenn die Enkel aus Deutschland kommen, sprechen wir deutsch. Sie verstehen nur noch ein kleines bisschen Sächsisch.“ Bald wird niemand mehr sächsisch sprechen – nicht hier und nicht dort. Und auch die Geschichte der mutigen Auswanderer, der tapferen Überlebenskämpfer über Hunderte von Jahren – der Siebenbürger Sachsen, endet mit einem Schlag. Bald ist sie nur noch... Geschichte.